

Clemens Kriz OSsT

Das Weizenkorn lebt, wenn es stirbt

Erfahrungen aus der AIDS-Seelsorge

AIDS-Kranke sterben nicht anders, häufig aber allein gelassen von ihren Familien und Bekannten. Viele gehen dabei in einer Weise bewusst und gereift in den Tod, von der die so genannten Normalen vieles lernen könnten. Erinnerungen an Freunde.

Medizinisch gesehen hat die Diagnose HIV-positiv zumindest in den nördlichen Industrieländern manches von ihrem Schrecken verloren. Sie bedeutet nicht mehr automatisch ein Todesurteil; das Virus lässt sich kontrollieren, wenn auch noch nicht heilen. So ist auch der Tod und das Sterben nicht mehr »das« große Thema bei der seelsorglichen Begleitung HIV-positiver Menschen. Dennoch darf man sich nicht verleiten lassen, dieses Thema wieder auszuklammern, da die Bewältigung von Krankheit, die positive Bewertung des Lebens und die des Todes zusammengehören.

Ich habe 1992 meine Arbeit als AIDS-Seelsorger in Wien begonnen und bis 1997 noch jene Zeit erlebt, in der auf einer Wiener AIDS-Station mit 25 Betten 10-12 Menschen pro Monat gestorben sind. Der Altersdurchschnitt lag zwischen 25 und 40 Jahren. So ist das Schreiben dieser Zeilen ein Blick zurück, ein Erinnern an sehr liebgewordene Menschen, vielleicht auch ein wenig Aufarbeitung.

Abgedrängt – anders?

- HIV-Positive und AIDS-Kranke erleben ihre Krankheit nicht nur als körperliche Beeinträchtigung. Mehr als die meisten anderen Krankheiten drängt sie die Infizierten an den gesellschaftlichen Rand und damit in Einsamkeit und Isolation.

Grundsätzlich sind AIDS-Kranke nicht »anders« krank oder sterben nicht »anders« als andere Menschen. Es ist die Haltung vieler dem Thema gegenüber, welche die Situation der Betroffenen »anders« macht. Sexualität, Homosexualität, Drogensucht treffen oft auf Ignoranz oder die Unfähigkeit, sich diesen Themen zu stellen. Es gibt Unwissen, Ängste vor Ansteckung oder Ängste vor Krankheit und Tod allgemein. Bei den Betroffenen selbst gibt es eine oft lange symptomfreie Zeit, ein persönliches Coming-out, die Notwendigkeit, die Grenzen zu akzeptieren, auch die des Lebens, und die Möglichkeit zur Auseinandersetzung mit Krankheit und Sterben.

Ich konnte bei vielen Betroffenen einen Reifungsprozess miterleben, der für das Alter der Einzelnen eher ungewöhnlich ist. Die Möglichkeit einer Neuorientierung und Neuplanung des Lebens wurde und wird von vielen als positiver Aspekt am Positiv-Sein akzeptiert und genützt. Daher haben auch viele sehr bewusst

und gelassen auf ihr Ende hingelegt, ohne ihren Lebenswillen zu verlieren. Diese Beispiele einer gemeisterten Zeit und eines bewussten

»Die Neuorientierung des Lebens wurde und wird von vielen als positiver Aspekt am Positiv-Sein genützt.«

Sterbens haben mich immer wieder beeindruckt, aber auch meinen Zorn auf so manche Moralapostel und Ignoranten verstärkt.

Nur allzu oft sind es die nächsten Angehörigen, welche die Krankheit und das Sterben der Betroffenen aus Angst verleugnen und damit auch die oft beispielhafte Bewältigung von Krankheit und Tod verschweigen. So war und ist es mein Anliegen, diese sehr persönlichen Botschaften weiterzugeben. Ich möchte daher auf prinzipielle Überlegungen über Tod und Sterben verzichten und Ihnen dafür einige Lebens- und Sterbebeispiele nahebringen.

Herbert (gest. 1992, 35 Jahre)

● Herbert war der erste Patient, zu dem ich gerufen wurde. Die Ärzte meinten, es müsse bald geschehen, da er nicht mehr lang zu leben habe und psychisch in sehr schlechtem Zustand wäre. So fuhr ich am Faschingsdienstag 1992 das erste Mal in Richtung AIDS-Station. Mit großer Unsicherheit saß ich am Bette eines weinenden und verzweifelten Mannes. Er begann, sein Leben zu erzählen. Als Kind am Land aufgewachsen, katholisches Elternhaus, schöne Kindheit. Später, als er seine homosexuelle Neigung entdeckte, übersiedelte er nach Deutschland, war erfolgreich im Beruf und trat, »weil's halt in war«, aus der Kirche aus. Seinen Glauben hatte er aber nicht aufgegeben. Jetzt, den

Tod vor Augen, tat ihm dieser Schritt leid. Wir haben lange miteinander gesprochen, er ist wieder in die Kirche eingetreten und hat die Sakramente empfangen. Zum Erstaunen aller verbesserte sich sein Gesundheitszustand derart, dass er zwei Wochen später aus dem Krankenhaus entlassen werden konnte. Ich war mir bewusst, dass er mit seinem Kircheneintritt seine Wurzeln wieder entdeckt hat, und das hat ihm die innere Kraft zurückgegeben.

Im August 1992 ist er dann sehr ruhig, nach einigen schönen Monaten im Haus seiner Eltern gestorben. Da sein Heimatpfarrer die Beerdigung nicht übernehmen wollte, baten mich die Verwandten darum. Herbert war ein »pflegeleichter« Fall für den Seelsorger, aber es zeigte mir damals sehr deutlich, wie stark sich innerer Friede auswirken kann.

Michael (gest. 1992, 26 Jahre)

● An dem besagten Faschingsdienstag lernte ich auch einen anderen Patienten kennen. Sein Grüßen war voll Zynismus und Ablehnung. Ich erfuhr, dass er ein Aktivist der Schwulenbewegung ist und mit der Kirche nicht viel am Hut hat, wegen deren Haltung den Homosexuellen gegenüber. Es hat lange gedauert, bis wir eine Gesprächsbasis fanden. Einmal warf er mich fast aus dem Zimmer: Ich könne mir meine Besuche sparen, er glaube, dass mit dem Tod alles aus ist. Ich habe damals irgendwas daher geredet wie: Ich glaube schon an ein Leben nach dem Tod, und es sei doch nicht alles vergebens im Leben, z.B. die Liebe zu seinem Freund, sein Engagement usw.

Dies war der Beginn einer intensiven Freundschaft. Er fühlte sich plötzlich akzeptiert in seinem So-Sein. »Erwarte nicht, dass ich mich ändere, damit du mich lieben kannst. Lie-

be mich, damit ich mich ändern kann.« Dieser Ausspruch von Fritz Köbler bekam damals für mich Bedeutung.

Wir haben viele Stunden miteinander gesprochen, über Gott und die Welt, über sein Leben und Engagement für die Schwulenbewegung, aber auch meinen Orden und meine Arbeit. Sein körperlicher Verfall war für mich zeitweise fast unerträglich anzuschauen. Sein Lebenswille, seine Ehrlichkeit und innere Stärke blieben aber ungebrochen. Eines Tages erklärte er mir, er könne mich nicht mehr sehen, weil er erblindet sei. Er bat mich, seinem

*»Könnten doch die Moralisten
so etwas erleben.*

*Vielleicht gingen manchen
die Augen auf. «*

Freund Mut zuzusprechen, »weil der so darunter leidet«. Einige Monate später fragte er, ob es recht sei, keine Therapie mehr in Anspruch zu nehmen. Es war nicht leicht zu akzeptieren, aber die körperlichen Schäden waren irreparabel. Es folgte eine schwere Zeit für alle, besonders für seinen Freund und seine Mutter. Er blieb stark und sich selbst treu. Zwei Tage vor seinem Tod bat er um die Krankensalbung und betete laut mit. Ganz friedlich und still ist er gestorben.

Ich dachte damals oft, könnten doch all die ewigen Moralisten und Pharisäer so etwas erleben. Vielleicht gingen manchen die Augen auf. Die Freundschaft zu Michael war für mich jedenfalls ausschlaggebend, in diesem Bereich weiterzuarbeiten.

Roland (gest. 1994, 32 Jahre)

● Ich musste bei seiner Beerdigung auf seinen Wunsch hin, gegen den Willen der Verwandten, einen Brief vorlesen. Die Verwandten wollten auch verhindern, dass ich die Beerdigung halte, mit der Begründung: »Wenn der dort steht, weiß jeder, woran Roland gestorben ist.« Ja, so ansteckend ist AIDS.

Seine Geschwister haben ihn gemieden und auch der Mutter immer wieder verboten, ihn zu besuchen. Wie so oft stand aber in der Aufbahrungshalle gerade diese schwarze Trauergemeinde, die vorher nie bei ihm gewesen war. Der Freund, welcher täglich bei ihm im Krankenhaus war, musste draußen stehen. Wie verlogen ist doch unsere »normale« Gesellschaft. Nach der Seelenmesse haben mich seine Geschwister nicht mehr begrüßt. Nur der Vater begann zu weinen; er hatte – zwar zu spät – Rolands Hilferuf verstanden.

Auszüge aus Rolands Brief: »Ein düsterer Weg, umhüllt von Kälte, und gegenüber steht dir nur die Einsamkeit. Man erkennt Bekannte, Freund und sogar die Familie nur an ihren Rücken, wenn man zusehen muss, wie sie sich von einem abwenden. Manchmal ist es wie ein Schrei, den niemand hören will. Es ist ein ständiges Ringen mit der Zeit, doch was ist Zeit? Das ständige Herumsitzen, um zu warten, dass endlich der Tag vergeht, zu warten, bis einen die Angst vor der Nacht einholt, mit der Ungewissheit, etwas Ruhe und Trost im Schlaf zu finden oder in den letzten Träumen. Oder wird es ein ständiges Ringen mit tausend Fragen, die mich quälen und kein Auge zumachen lassen, bis der Morgen dämmt und man dann endlich durch Erschöpfung noch etwas Schlaf findet? (...) Manchmal, wenn einem etwas Gutes getan wird, dann ist es Ablenkung, etwas Glück, und für Momente vergisst man. Doch

die Uhr bleibt nicht stehen, und so wie es, egal was geschieht, immer wieder zwölf Uhr wird, landest du mit deinen Gedanken immer wieder beim Tod; und wenn es dann einmal so weit ist

*»Man erkennt Bekannte, Freund
und sogar die Familie nur
an ihren Rücken.«*

und die Einsamkeit und die Qualen vorbei, sagt denen, die mir ferngeblieben sind in meiner schweren Zeit, die Würde des Menschen haben sie mir genommen. Und werde ich einst zu Grabe getragen, so möchte ich nicht, dass man mir Hände reicht, die ich dann nicht mehr greifen kann, in denen ich aber in schweren Stunden Halt gefunden hätte.«

Roland ist still und in Frieden in den Armen seines Freundes gestorben. Den Brief fand man unter der Matratze mit dem Hinweis: »Für mein Begräbnis«.

Eva (gest. 1995, 30 Jahre)

● Ihr Lebensgefährte, der zu ihrem Kind wie ein Vater war, starb zwei Jahre zuvor an den Folgen von AIDS. Sie hat versucht, ihrem vierjährigen Buben, so gut als möglich, ein Zuhause und Geborgenheit zu geben. Als aber der Gesundheitszustand immer schlechter wurde, begannen die Verwandten das Kind gegen die Mutter aufzuzuhetzen. Dies war für sie eine grauenhafte Zeit, auch in physischer Hinsicht. Als man ihr das Kind per Gerichtsbeschluss wegnahm, war ihr Lebenswille gebrochen.

Gott sei Dank wurde das Kind dem leiblichen Vater zugesprochen, aber das Bild am Friedhof werde ich nie vergessen. Mitten im Schnee steht ein vierjähriger Bub vor der Urne

der Mutter, daneben der zwar leibliche Vater, der aber erst langsam einen Kontakt aufbauen musste. Es ist dann für das Kind gut weitergegangen, Vater und Sohn kamen einander näher.

Karl (gest. 1996, 34 Jahre)

● Heilig Abend 1995 rief er mich an, er sei so verzweifelt und allein. Seine Mutter und sein Freund verstehen einander nicht und tragen ihren Konflikt über seinem Kopf aus. Von Beruf war er Balletttänzer, saß aber jetzt gelähmt im Rollstuhl. Eine Stunde lang schluchzte er ins Telefon. Bei jedem Besuch erzählte er mir dann von seiner Begeisterung für das klassische Ballett, von seiner Karriere, der Eifersucht der Kollegen und vom Alleinsein nach der Diagnose AIDS. Dazwischen immer wieder die Frage: Warum gerade ich? Seine Verbitterung war so groß, dass man kaum dagegen ankam.

Beim Begräbnis waren dann alle da mit wunderschönen Kränzen. Er hätte die Anteilnahme und die Blumen früher gebraucht.

Josef (gest. 1995, 34 Jahre)

● Ich lernte ihn im Krankenhaus kennen als ruhigen, immer freundlichen Menschen. Er war einer jener Patienten, bei denen ich mir schwer vorstellen konnte, dass er einmal nicht mehr da sein würde. Mit bewundernswerter Geduld ertrug er seine verschiedenen Krankheiten. In Oberösterreich aufgewachsen erlernte er zunächst den Tischlerberuf. Der Wunsch der Eltern war es gewesen, dass er ein sicheres Handwerk erlernen sollte, ihn selber hat es nicht ausgefüllt. Mit zwanzig Jahren übersiedelte er nach Wien und arbeitete zunächst als

Regieassistent beim Film, besuchte aber daneben die Kunstakademie. Sein Traumberuf war Maler und als solcher hatte er auch Erfolg. Ausstellungen im In- und Ausland brachten ihm zwar nicht unbedingt Reichtum, aber Erfüllung seiner Träume, bis dann eben die Krankheit ausbrach. Es war immer wieder schön, mit ihm zu sprechen, über Kunst, aber auch über die Kunst, das Leben zu bewältigen.

Die letzten Wochen vor seinem Tod zog er sich immer mehr in sich selbst zurück. Er redete immer weniger, verbrachte viel Zeit allein

»Als seine besten Freunde zu Besuch waren, setzte er sich im Bett auf, lächelte, legte sich wieder zurück und starb.«

mit sich. Eines Tages fragte er mich, ob ich nach Oberösterreich fahren würde, um sein Begräbnis zu halten. Meine Zusage beruhigte ihn, und er stritt fast darum mit seinen Eltern, denn die wollten es nicht. Es ging dem Ende zu, er re-

dete mit niemandem mehr. Als einmal zufällig alle seine besten Freunde zu Besuch waren, setzte er sich im Bett auf, lächelte, legte sich wieder zurück und starb. Sein Freund bat mich, ein Gebet zu sprechen, und es war das erste Mal, dass mir die Worte im Hals stecken blieben.

Er lag so entspannt und friedlich da, aber wir blieben einfach zurück. Seine Eltern haben als Beruf »Tischler« auf sein Sterbebildchen geschrieben. Es war traurig, sie hatten ihren Sohn zwar geliebt, aber nicht wirklich gekannt.

Weizenkörner

● AIDS-Kranke sterben nicht anders, vielleicht oft bewusster, weil sie früh gezwungen sind, sich mit all den Fragen von Krankheit, Sterben und Tod auseinanderzusetzen. Lernen könnten die so genannten Gesunden und Normalen sehr viel – allein so oft siegen Ignoranz und Intoleranz. Dennoch bin ich mir sicher, dass das Weizenkorn lebt, wenn es stirbt.

Mehr nicht.

*Eine Kerze ins Fenster stellen
bei Anbruch der Nacht.
Die Läden nicht schließen,
die Türen nur anlehnen,
dass der Morgen
dich findet.*

Anjete Sabine Nägeli

aus: Lass meine Seele aufatmen, Eschbach 1992.